

Insel Verlag

Leseprobe



Schenk, Herrad
Die Frau von gegenüber

Roman

© Insel Verlag
insel taschenbuch 4611
978-3-458-36311-8

Irene Voigt und der emeritierte Hochschullehrer Rüdiger Wolters sind seit Jahren Nachbarn. Sie kennen und grüßen einander, haben aber noch nie ein Wort miteinander gewechselt.

Irene Voigt genießt nach dem Tod ihres Mannes ihr unabhängiges, von Anpassungszwängen befreites Leben, trifft ab und zu ein paar Freundinnen, neigt zu einer gewissen Trägheit und lebt in den Tag hinein.

Wolters hingegen widmet sich seiner Forschung und plant, ein größeres Standardwerk abzuschließen, kämpft allerdings mit einer Schreibblockade. Mit seinen Mitmenschen hat er nicht viel am Hut, selbst die Beziehung zu seinem Sohn gestaltet sich schwierig.

In einem heißen schwülen Sommer zieht eine junge alleinerziehende Mutter mit ihrem Sohn in Irene Voigts Haus ein – und beide ahnen nicht, wie sich ihr Leben durch die junge Frau verändern wird ...

Herrad Schenk erzählt in diesem atmosphärisch dichten, kurzweilig zu lesenden Roman von den Problemen des Alters, und vor allem von den Möglichkeiten, sein Leben neu zu strukturieren.

Herrad Schenk, geboren 1948, hat Wirtschafts- und Sozialwissenschaften in Köln und York (England) studiert und war wissenschaftliche Assistentin am Institut für Sozialpsychologie der Universität Köln. Sie hat zahlreiche Romane und Sachbücher veröffentlicht und lebt als freie Autorin in der Nähe von Freiburg.

Im Insel Taschenbuch liegen außerdem vor: *Alle meine Kinder* (it 4462) und *Für immer Schwestern* (it 4499).

insel taschenbuch 4611
Herrad Schenk
Die Frau von gegenüber



HERRAD SCHENK
Die Frau von gegenüber

ROMAN

Insel Verlag

Erste Auflage 2017
insel taschenbuch 4611
Originalausgabe
Copyright © Herrad Schenk 2017
© Insel Verlag Berlin 2017

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Umschlaggestaltung: zero-media.net, München
Umschlagfoto: Elektrons o8, plainpicture, Hamburg
Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn
Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany
ISBN 978-3-458-36311-8

Die Frau von gegenüber

1.

Es versprach wieder ein sonniger Tag zu werden. Doch das freute ihn nicht. Im Gegenteil, die triumphalen Auftritte dieses Frühlings, der sich schon wie der Sommer aufführte, erhöhten seinen Lebensüberdruß. Sybille hätte diese Formulierung amüsiert belächelt – wie gut, dass dem Frühling deine schlechte Laune egal ist! Sie hatte es verstanden, ihn freundlich zurechtzustupsen, seine Übellaunigkeit an ein paar ironischen Bemerkungen zerplatzen zu lassen. Ohne ihr Korrektiv steigerte er sich manchmal in miese Stimmungen hinein. Er verrannte sich in Düsternis, verbiss sich in der Negation, genoss sogar das Selbstzerstörerische daran.

Es war neun Uhr früh, und wahrscheinlich fühlte er sich vor allem deswegen schlecht, weil er in der vergangenen Nacht nicht besonders gut geschlafen hatte. Er blinzelte in die Sonne, als er die Jalousie nur zur Hälfte hochzog, bevor er sich mit dem Frühstückstablett am kleinen Tisch beim Fenster niederließ.

Zu viel Sonne, wirklich, zu viel Sonne!, hörte er sich Sybille gegenüber klagen.

Freu dich doch, dass die kalten Tage vorüber sind, mit ihrem ewigen Grau. Für mich kann es nicht genug Sonne geben.

Sybille war längst jenseits allen Wetters, und dass Grau zurzeit seiner Lebensstimmung besser entsprach, hätte auch sie eingeräumt.

Seit Wolters allein war, nahm er fast alle Mahlzeiten am

Fenster ein. Anfangs hatte er sein Tablett noch wie gewohnt zum Esstisch im Wohnzimmer getragen, doch er hielt den Blick auf den leeren Stuhl gegenüber nicht aus, erst recht nicht, seit auch Lili, die Airdale-Terrier-Hündin, auf ihrem Stammplatz fehlte. Am Küchentisch zu essen fühlte sich leicht verwahrlost an. Jetzt aß er schon lange in seinem Arbeitszimmer – dem Studierzimmer, wie Sybille es genannt hatte. Das wäre früher undenkbar gewesen. Die Bezeichnung »Studierzimmer« behielt er in seinem Kopf bei, obwohl sie ihm schon immer etwas pompös erschienen war, heute mehr denn je. Er hatte den kleinen Bistrotisch, der ihm früher als Zeitschriftenablage diente, direkt vor das Doppelfenster des Studierzimmers gerückt, das bis zum Fußboden hinunterreichte. Keine Vorhänge. Wenn man die Fensterflügel öffnete, was er nur selten tat, konnte man auf einen winzigen, etwa einen halben Meter tiefen vergitterten Mauervorsprung hinaustreten, eher Zierrat als Balkon. Zu Sybilles Zeit hatten hier Blumenkästen gestanden. Wolters fand Blumen lästig. Doch am Tisch beim Fenster verbrachte er viele Stunden des Tages damit, durch das filigrane schmiedeeiserne Geländer hindurch die gegenüberliegenden Häuser zu beobachten, anfangs noch mit einem Buch auf dem Schoß oder einer Zeitschrift in Reichweite, gewissermaßen als Rechtfertigung vor sich selber, die er jetzt nicht mehr brauchte. Neuerdings benutzte er sogar häufig das Fernglas.

Bodentiefe Fenster ermöglichen grenzenlose Ausblicke. Woher war ihm dieser alberne Werbespruch zugeflogen?

Rushhour vorüber. Wenn er auf die Straße hinunterse-

hen wollte, musste er aufstehen und dicht an das Fenster herantreten. Die Sonne stand schon hoch über dem Wertherplatz und leuchtete ihn bis in den kleinsten Winkel aus, eine grelle unbarmherzige Frühjahrs-sonne. Während der Spitzen des Berufsverkehrs schob sich da unten Auto an Auto vorüber, obwohl dies eigentlich keine Durchgangsstraße war. Früher, als die schönen Jugendstilfassaden noch rechts und links von Kastanien gesäumt wurden, hatte sie als gehobene, ruhige Wohnlage gegolten. In jüngster Vergangenheit waren einige der alten Häuser abgerissen worden, seit einem Jahr klaffte schräg weiter unten, in Richtung Friedrichring, eine hässliche Lücke, auch direkt gegenüber waren die imposanten Bauten vom Ende des 19. Jahrhunderts zwei seelenlosen Neubauten gewichen, und die Straße war zu jeder Tages- und Nachtzeit von parkenden Autos verstopft. Er selber hatte schon länger einen Stellplatz im Parkhaus gemietet. Heute fiel ihm gleich die autofreie Stelle auf der anderen Straßenseite auf. Vor dem Haus Nr. 15 baumelte an einer zwischen zwei Küchenstühlen gespannten Kordel ein Blatt Papier, offenbar ein improvisiertes Parkverbot.

Im Bürohaus an der Ecke waren die Räume der mittleren Etagen in ihr übliches blässlich bläuliches Licht getaucht, das dort winters wie sommers den Arbeitsalltag regierte. Ein überdimensioniertes Aquarium mit illuminierten Einzelbecken für die tagsüber darin herumschwimmenden Lebewesen. Baustellenlärm vom anderen Ende der Straße. Zwei Schulkinder trotteten hintereinander mit ihren Ranzen auf den Rücken, kaum zwanzig Meter voneinander ge-

trennt, in Richtung Wertherplatz. Sie müssten sich doch kennen, besuchten womöglich dieselbe Grundschulklasse, warum gingen sie nicht zusammen? Wolters sah seinen eigenen Sohn den gleichen Weg ziehen, vor mehr als drei Jahrzehnten, damals unter den noch dünnen Stämmchen der jungen Kastanien, die inzwischen den Blechkisten hatten weichen müssen. Verschwunden, gefällt, tot. Mit den Bäumen rechts und links war die Straße wesentlich attraktiver gewesen. Er konnte sich nicht daran erinnern, seinem Sohn jemals nachgeschaut zu haben. Entweder war er um diese Tageszeit schon auf dem Weg ins Institut gewesen – oder er saß in seine Papiere vertieft am Schreibtisch. Wann war er eigentlich zum letzten Mal mit Michael essen gegangen? Warum musste immer er seinen Sohn anrufen, warum meldete der sich so selten von sich aus? Heute wurden offenbar die Restmülltonnen geleert; sie blockierten vor jedem Hauseingang den schmalen Gehweg. Er sollte seinen überquellenden Küchenabfalleimer hinuntertragen, doch er konnte sich nicht aufraffen. Der Bus der Linie 17 bog um die Ecke und hielt vor dem Baustellenzaun. Ein Fahrradfahrer, der unbedingt vorüberpreschen musste, umfuhr ihn in riskantem Bogen, mitten auf der Gegenfahrbahn. Ungeduldiges Hupen eines großen Lieferwagens hinter dem Bus, obwohl der schon wieder blinkte und anfuhr.

Besser als Fernsehen. Als er noch täglich zur Universität ging, hatte er sich kaum je die Zeit genommen, auf die Straße zu schauen. Sein Schreibtisch, ein gewaltiges antikes Ungetüm, stand seit fast vierzig Jahren, seit sie hier eingezogen waren, mit gutem Grund in der fensterlosen Ecke des

Raums, mit dem Blick zur Wand – er hatte während der Arbeit nicht abgelenkt werden wollen.

Ein großer Lastwagen der Firma Umzüge Schulz & Co. KG hielt vor dem Haus gegenüber. Der Fahrer, im blauen ärmellosen Shirt, stieg aus, lief um sein Fahrzeug herum auf den Gehsteig, schien zu fluchen. Offenbar war die mit der Kordel und dem Papierwisch reservierte Parklücke vor dem Haus zu schmal. Also blieb der Umzugswagen einfach mitten auf der Straße stehen und blockierte damit die eine Fahrbahn vollständig.

Da war Ärger vorprogrammiert, dachte Wolters mit einer gewissen Befriedigung.

Vor seiner Emeritierung hatte ihn nicht interessiert, was da draußen geschah. Sobald er sein Zimmer betrat, hatte er sich am Schreibtisch niedergelassen und war in seine Arbeit abgetaucht. Er sah kaum auf, wenn Sybille hereinkam, was sie nur selten tat; sie respektierte seinen Wunsch nach Konzentration. Seine Welt war die Universität gewesen, mit ihrer Routine und ihren Intrigen, Forschung und Lehre, die eingespielten Vorlesungen, die lästigen, aber notwendigen Verwaltungsgremien, Bücher und Zeitschriften, vor allem sein eigenes Institut mit seinen Forschungsprojekten und den Studenten, die betreut werden wollten – und ja, natürlich auch seine kleine Familie, deren Leben sich überwiegend in diesen vier Wänden abspielte. Nur manchmal, wenn das Schreiben eines Aufsatzes ihm schwerfiel, wenn es um die schwierige Abwägung eines Gedankens, um knifflige Nuancen einer Formulierung ging, war er aufgestanden. War im Zimmer auf und ab gelaufen, ir-

gendwann auch an die hohen Doppelfenster getreten, die nur rechts und links durch eine Andeutung von Gardine gerahmt wurden – er verabscheute jegliches Tüllgedöns –, und hatte über die Kronen der Kastanien und durch sie hindurchgestarrt, allerdings, ohne draußen wirklich etwas zu sehen, um dann zum Schreibtisch zurückzukehren und erneut auf seine Schreibmaschine einzuhacken, jahrzehntelang mit viel Kraft auf eine mechanische, später auf eine elektrische und elektronische. Zuletzt war es nur noch das zarte Antippen der Tastatur des PCs.

Seit Wolters allein lebte, war der Blick nach draußen immer mehr zu seiner zentralen Beschäftigung geworden. Inzwischen war es Wochen, Monate her, dass er zuletzt am Schreibtisch gearbeitet oder auch nur zu arbeiten versucht hatte. Er hielt sich dort bloß vorübergehend auf, um Mails abzurufen oder zu beantworten, Bankgeschäfte, Versicherungs- oder Steuerkram zu erledigen. Doch bald zog es ihn wieder zum Fenster. Das zwanghafte Beobachten der Straße schützte ihn vor dem schmerzhaften Grübeln, half ihm, die schlimmsten Gedanken fernzuhalten.

Der Fahrer des Umzugswagens auf der anderen Straßenseite öffnete die Hecktüren und begann, unterstützt von einem zweiten, scheinbar aus dem Nichts aufgetauchten Mann, Möbel und Kartons auszuladen, die sie zunächst einfach auf dem Bürgersteig auftürmten. Zwischendurch hielten die beiden wiederholt inne und wischten sich den Schweiß von der Stirn. Auch ohne körperliche Anstrengung war es warm für die Jahreszeit.

Im Fenster der Alten gegenüber, eine Etage unter der sei-

nen, bewegte sich der Vorhang. Er sah sie, doch es war höchst unwahrscheinlich, dass sie ihn sehen konnte. Das war beruhigend.

Sie fand es wunderbar, dass sie keinen Wecker mehr stellen musste, aufstehen konnte, wann sie wollte, meistens ausgeruht und guter Dinge. Zwar gab es auch Nächte, in denen sie stundenweise wach lag, und das war weniger erfreulich. Doch dann stand sie einfach auf, machte sich eine heiße Milch mit Honig und las weiter in ihrem Krimi, bis sie müde wurde. Der Vorteil am Alter: Ich muss ja am nächsten Tag nichts Großes leisten, sagte sie sich, und: Schlafe ich eben in den Vormittag hinein! Oder mittags länger. Wie es sich so ergibt. Leben, wie es sich ergibt. Das war jetzt ihre Devise.

Heute war sie sehr früh aufgewacht, im Morgendämmer, die Vögel tirilierten um die Wette. Fünf Uhr? Sechs Uhr? Welcher Luxus, sich genüsslich zwischen den Kissen umzudrehen, vielleicht würde sie noch einmal einschlafen, vielleicht auch nicht. Die Augen kurz öffnen, gleich wieder schließen, ein bisschen vor sich hindösen und sich erst ganz allmählich der Frage annähern, was für ein Tag heute war. Welcher Wochentag. Auf was an diesem Tag sie sich besonders freuen konnte. Ihr rechter Fuß war eingeschlafen, weil schwer der Kater darauflag, der leise vor sich hin schnarchte. Es brauchte ein bisschen Kraft, ihn beiseitezuschieben. Das Schnarchen verstummte, an seiner statt ertönte ein gutwilliges Schnurren, bis er erneut einnickte. Heute war ein erfreulicher Tag. Zwar war erst Ende April, doch die Frostgefahr schien vorüber. Sie würde ihre Balkonkästen bepflanzen. Nicht nur Geranien. Vielleicht gar keine Geranien diesmal, sondern verschiedene bunte ...

Als sie zum zweiten Mal aufwachte, kitzelten Sonnenstrahlen, die durch die Ritzen des Rollos drangen, ihr Gesicht. Aus dem Radio neben dem Bett dudelte leise Musik. Sie hatte es vorhin eingeschaltet, immer ihr erster Handgriff beim Erwachen, offenbar die Art von Musik, bei der es sich prächtig wieder einschlafen ließ. Jetzt konnte man sich auf das Frühstück freuen.

Nachrichten. Im Mittelmeer war schon wieder ein Flüchtlingsboot gesunken, mit hundertsoundso viel Menschen an Bord. Hundert oder zweihundert? Sie hörte nicht genau hin, weil polternde Geräusche aus dem Treppenhaus sich in den Vordergrund schoben. Auf dem Weg zur Kaffeemaschine, barfuß und im Nachthemd, blinzelte sie durch den Spion an der Eingangstür, konnte aber nichts erkennen, obwohl es immer noch polterte. Der Kater umstrich nachdrücklich ihre Beine, bis sie eine Futterdose für ihn öffnete. Erst als sie am Küchentisch beim Fenster ihr Honigbrot strich, fiel ihr der Umzugswagen vor dem Haus auf. Die neuen Mieter also, die in die Wohnung unter ihr zogen, die sechs Wochen leer gestanden hatte.

Das Telefon klingelte, kaum dass sie die erste Tasse Kaffee getrunken hatte. »Dora, Liebes, nein, heute geht es wirklich nicht. Nicht böse sein, ich bin verabredet.« Ein gewisser Nachteil des späten Aufstehens, dass die Welt manchmal schon auf einen einstürmte, während man noch in Ruhe frühstücken wollte. »Vielleicht nächste Woche?« Sie war nicht wirklich verabredet, außer mit ihren Balkonblumen; sie wollte einfach nur einen ruhigen Tag ohne Programm, alles Weitere sollte sich von selbst ergeben. Doch Dora nahm

so leicht übel. »Was machen die Kinder? Hoffentlich gesund. Ich rufe dich an.« Diese Tochter hätte es am liebsten gesehen, wenn sie sich zwei-, dreimal die Woche mit den Enkeln befasste. »Andere Großmütter wären froh ...« Andere Großeltern waren ihr egal. Sie kämpfte listig um ihren so spät im Leben gewonnenen kostbaren Freiraum und ließ sich nicht gern verplanen. Doch Dora schaffte es immer wieder, ihr ein schlechtes Gewissen zu machen, schon dadurch, dass sie dauernd anrief.

Flüchtlingsboote. Der Wetterbericht versprach weitere sonnige Tage. Zeit für die Balkonblumen. »Nein, mein Dickerchen, keine Butter, du hattest dein Frühstück, hör auf zu betteln!« Der Kater verzog sich beleidigt in ihren Fernsehsessel. Dass er pikiert war, erkannte sie an den kleinen ruckartigen Bewegungen seines hoherhobenen Schwanzes und daran, dass er steifbeinig ging wie ein Mensch, der sich in die Hose gemacht hat. Sah von hinten urkomisch aus. Ihr Radio lief von morgens bis abends, sie war so daran gewöhnt, dass sie die meiste Zeit nicht mehr hinhörte und manchmal sogar vergaß, es abzuschalten, wenn sie die Wohnung verließ oder zu Bett ging. Gelegentlich erwachte sie mitten in der Nacht von heulenden Sirenen oder lautem Geschrei, einigermaßen verstört, bis ihr klar wurde, dass da ein spätes Hörspiel im Programm lief.

Sie dachte an Dora und die Enkel, an Flüchtlingsboote und Kreuzfahrtschiffe, an ihr eigenes gutes Leben, während sie im Radio zum Wunschkonzert Klassik übergingen. Wie sehr doch alles vom Zufall der Geburt abhing! Wie grundverschieden das Schicksal der Menschen, die zur selben Zeit

über das Mittelmeer fahren. Das Nebeneinander von luxuriösen Wellness-Hotels und der Tafel, die die Obdachlosen verköstigte. War es etwa ein Verdienst, in Mitteleuropa geboren worden zu sein? Doch es ging niemandem auf der Welt besser, wenn sie ein schlechtes Gewissen hatte. Deswegen wollte sie jetzt einfach nur an Balkonblumen denken. Zerstreut machte sie sich ausgehertig. »Tschüss, mein Faultier!« Der Kater schnarchte im Fernsehsessel, als habe er nicht schon die ganze Nacht verschlafen. Von Katzen konnte man Lebensart lernen. Keine Geranien, Bernhard hatte immer nur Geranien gewollt, lachsrot, hängend, sie mochte die aufrecht stehenden tiefdunkelroten, von denen sie immer nur ein paar zwischendrin hatte durchsetzen können. Diesmal würde sie eine bunte Vielfalt verschiedener Sommerblumen pflanzen, auch solche, die man gewöhnlich nicht in Balkonkästen sah, eine wilde Mischung.

Im Treppenhaus lief ein Kind auf und ab, es kam von oben angedüst, blieb abrupt vor ihr stehen und beäugte sie, während sie hinter sich die Tür ins Schloss zog, ein etwa sechsjähriger Junge, den sie hier noch nie gesehen hatte, vielleicht auch jünger, sie waren heute so schwer einzuschätzen, wuchsen viel zu schnell. Vermutlich zu viel tierisches Eiweiß, Fleisch und Eier, wie oft hatte sie Dora schon gesagt, es sei nicht richtig, den Mädchen jeden Tag ein Frühstücksei zu geben.

»Zieht ihr da unten ein?«, fragte sie.

Er starrte sie an.

»Keine Zähne«, sagte er und starrte weiter. »Keine Zähne.«

»Unsinn!«, erwiderte sie ungehalten. »Und wie wäre es, wenn du erst mal Guten Tag sagtest?« Er rannte grußlos weiter, diesmal treppab. Sie hörte eine Frauenstimme von unten »Jurek!« rufen und schloss seufzend ihre Wohnungstür wieder auf, da sie offenbar vergessen hatte, den provisorischen Zahnersatz unten rechts einzusetzen. »Du musst aufpassen, dass du dich nicht vernachlässigst, Mutter«, hörte sie Dora sagen, »manchmal mache ich mir wirklich Sorgen.« Nur nicht jetzt auch noch das Portemonnaie liegen lassen. Es dauerte jedes Mal länger, bis man loskam. Aber sie hatte ja alle Zeit der Welt. Sie wand sich an zwei Möbelpackern vorbei, die die Stufen zum Hochparterre mit einem Sofa blockierten, und trat hinaus in die ungewöhnliche Hitze dieses Frühlingstags.

Es war früher Nachmittag, als sie zurückkehrte. Denn beim Blumenkauf hatte sie spontan beschlossen, Biba anzurufen und sie zu fragen, ob sie Lust habe, mit ihr Mittag zu essen? Man musste es doch feiern, dass man nun wieder draußen sitzen konnte. Biba war spontan, anders als Lore, die es verwerflich fand, sich schon am Vormittag zu vergnügen, und Gundi kam nicht in Frage, weil sie bis zwei Uhr arbeitete. Auf der Terrasse vom Café Hecker bestellten sie zuerst Salat, Biba mit Schafskäse und Irene mit Hähnchenbrust, und anschließend verzehrte jede ein großes Eis. Der Frühling machte übermütig. Als Bernhard noch lebte, hatte sie jeden Mittag gekocht, er erwartete das von ihr, und es irritierte ihn ungemein, wenn ungeplante Ereignisse seinen geregelten Tagesablauf durcheinanderbrachten. Vermutlich genoss sie es deswegen jetzt so, in den Tag hin-